

Erinnerungen an Hedwig

Dienstantritt in der Slowakei

Als Sudetendeutsche erhielt ich nach dem Abitur 1931 in Prag meine erste Anstellung in der Unterzips in Niedermetzenseifen, Schulamt Kaschau. Dort lernte ich den Lehrer Leo B. [im Orig. ausgeschrieben] kennen. Wir heirateten 1932. 1933 wurde Tochter Christl geboren.

Mich versetzte man nun an die 18-klassige staatliche Volksschule nach Zips. Bela, Schulamt Käsmark. Mein Mann bekam eine staatliche Stelle in Stoß, Unterzips, zugewiesen. So lebten wir nun zwei Jahre getrennt.

In der Oberzips konnten wir als Lehrerehepaar in absehbarer Zeit nicht angestellt werden. Daß wir nach Hedwig kamen, von dem wir so gut wie gar nichts wußten, hatte also familiäre Gründe. Wir richteten deshalb ein Gesuch an das Ministerium in Preßburg, uns unter diesem Aspekt zu versetzen.

Der Bescheid kam umgehend. In Hedwig wären zwei Klassen neu zu besetzen, da die Schülerzahl sehr stark angewachsen sei. Ehrlicherweise wurde uns nicht verschwiegen, daß der Ort ein früherer Strafposten war. Wir sollten uns alles ansehen und überlegen. Ohne uns überhaupt zu informieren, nahmen wir an. Mein Mann meinte, auch diese Kinder brauchen einen Lehrer.

Unser Vorgänger, Kollege Paulowitsch aus Preßburg, holte uns vom Bahnhof in Turc.Sv.Martin mit einem alten Tatra-Taxi ab. In Slow. Proben wartete der Kriegsinvalid Stenzl mit einem Wägelchen auf uns. Wir luden unsere wenigen Habseligkeiten auf und über einen schlechten Feldweg ging es unserer selbstgewählten Heimat entgegen.

Der erste Schock war bald überwunden. Wir waren jung und zuversichtlich. Da wir beide passionierte Jäger waren und von der Gegend beeindruckt, lebten wir uns bald ein. Zu unserem Gebiet gehörte auch die Nachbargemeinde Bries, in der meine Schwester Ada Kraus von 1936 bis 1938 schulisch tätig war. Sie vertrat die Stelle des Kollegen Neuheidl, der den Militärdienst ableistete.

Bries lag direkt an der slowakischen Sprachgrenze und hatte den Vorteil, daß es nahe bei Slow. Proben und mehr im ebenen Gelände lag.

Hedwig hatte, als wir 1935 einzogen, laut Gemeindekartei 526 Einwohner.

Besiedlung des Tales

Rätselhaft ist die Ansiedlung in diesem unwirtschaftlichen Tal, das von Höhen eingeschlossen und nur gegen die slowakische Seite hin offen ist.

Hedwig und Bries waren eingebettet in ein großes Waldgebiet an der Westseite des breiten Turctales. Ein Gebirgskamm trennte die beiden Gemeinden von der Deutsch-Probener Sprachinsel.

Sicher ist, daß sich in dem schwer zugänglichen Tal, nach Vetter Giereths Angaben, sieben Familien angesiedelt hatten. Er nannte die Namen Stenzl, Kaltwasser, Tenzer, Giereth, Palesch, Mendl und Hogh. Michael Tenzer weiß noch von drei Siedlern zu berichten, die wahrscheinlich später zugezogen sind: Lienert, Bausch und Retlich. Ich kann mich dunkel erinnern, ein Balisch ist mir allerdings unbekannt.

Hedwig soll ungefähr 1340 in Gründen angelegt worden sein. Jede Sippe für sich.

Die ersten Siedler betrieben angeblich Bergbau. Sie förderten Zinn und Kupfer. Als die Stollen nichts mehr hergaben, stellte sich die Bevölkerung auf Landwirtschaft um. Doch die steinigen Äcker brachten auch nur geringe Erträge.

Eine Kuriosität in Hedwig war eine jüdische Familie, die eine Bauernwirtschaft betrieb, allerdings nicht sehr intensiv. Die Domäne des Juden war Handel und der Betrieb von Wirtshäusern, nicht aber das Handwerk und die Landwirtschaft. Ein Wirtshaus soll ja ursprünglich auch das Wohnhaus des jüdischen Hofes gewesen sein, erzählten die alten Leute. Der Besitzer trug den in der Mittelslowakei häufigen Familiennamen Kohn. Die Kinder Karl und Frieda waren unsere Schüler.

Die Leute erzählten, der Gastwirt hätte den in Not geratenen Hedwigern gegen Überschreiben von Liegenschaften Geld geliehen. Konnte die Schuld zum vereinbarten Rückgabetermin nicht bezahlt werden, so verfielen die gepfändeten Felder an den Juden. Die Familie Kohn siedelte 1937 nach Israel über. Wann die Juden sich in dem Tal angesiedelt hatten, konnte ich nicht in Erfahrung bringen.

Am Ende des Dorfes hatte eine Zigeunerfamilie ihre Behausung. Sie verdiente sich mit Gelegenheits- und Schmiedesarbeiten ihren Lebensunterhalt. Die Zigeuner gaben nie Anlaß zu Klagen.

Auch in Bries lebte ein Zigeuner am Dorfende. Er hieß Franz und war nie nüchtern.

Bauweise und Wohnkultur

Die schindelgedeckten Häuser im Ort waren durchwegs eingeschößige Holzblockbauten, ebenso die Schule. Sie standen gruppenweise längs des Dorfbaches und waren weitgehend einheitlich und altertümlich. Sie entsprachen den Höfen (Gründen, Hufen), wie sie wohl schon vor Mitte des 14. Jahrhunderts (1340) angelegt worden waren, jede Sippe für sich.

In vielen der Häuser gab es noch lehmgestampfte Fußböden, die öfter mit frischem Sand bestreut wurden. Ebenso hatten viele Haushalte noch die schwarzen Küchen. Über dem flackernden Herdfeuer stand auf einem Dreifuß der Kessel zum Kochen und Wärmen des Wassers. An den rauchgeschwärzten Wänden hingen die Gebrauchsgegenstände wie Kellen, kleine Schaufeln, Schüsseln, Spieße, große Löffel, Gabeln und was sonst noch zum Kochen gebraucht wurde. Die Wohnungen waren trotz Lehm Boden und schwarzer Küchen meist sauber und gemütlich.

In manchen Wohnungen fing man an, Bretterfußböden zu legen und gemauerte Öfen aufzustellen.

Schwierige Schulverhältnisse

Die Schule war 1935 dreiklassig geworden, doch es stand nur ein Klassenraum zur Verfügung. Da war guter Rat teuer.

Der Unterricht mußte in drei Unterrichtszeiten eingeteilt werden: von 8 Uhr - 10 Uhr, von 10 Uhr - 13 Uhr, von 14 Uhr - 17 Uhr. Daß das so auf die Dauer nicht weitergehen konnte, sahen wir ein. Im Dorf war kein geeigneter Raum, der als Klassenzimmer hätte genutzt werden können.

Eines Tages erschienen zwei Ministerialbeamte aus Preßburg und unterbreiteten uns einen Plan.

Sie würden uns eine neue Schule bauen, mit den nötigen Klassenräumen und Lehrerwohnungen. Allerdings würde es keine deutsche Schule mehr sein. Die Kinder müßten ab der ersten Klasse slowakisch unterrichtet werden. Die jetzigen Schüler könnten ihre Schulzeit noch deutsch beenden. Mein Mann könne die Leitung der Schule übernehmen, da sie bereits feststellen konnten, daß er ein einwandfreies Slowakisch sprach. „Geben sie uns bald Bescheid. Auf Wiedersehen!“ Fort waren sie. Wir blieben in einer fürchterlichen Stimmung zurück. Woher schnell einen zweiten Klassenraum nehmen!? Unter unserer Leitung durfte die deutsche Schule nicht verloren gehen!

In der Nacht hatte ich den rettenden Gedanken. Da wir an unseren ersten Dienstorten immer möbliert gewohnt hatten, so hatten wir auch keine eigenen Möbel, denn man wußte nie, wie lange man bei dem herrschenden Lehrermangel an einem Dienstort bleiben konnte. Wir hatten in Hedwig in der Schule zwei Räume noch nicht genutzt. Als mein Mann früh vom Schwarzwildansitz zurückkam, war das Werk vollbracht. Ein Maurer hatte die Mittelwand zwischen dem Wohn- und Schlafzimmer entfernt. So war ein großer Klassenraum geschaffen. Die deutsche Schule war gerettet.

Unterrichtshilfe

Mit den Namen der über 160 Schüler hatten wir Lehrer unsere liebe Not. Als Familiennamen kamen mit wenigen Ausnahmen die Hofnamen in Betracht. Obendrein gab es nur wenig gebräuchliche Vornamen. So gab es oft in einer Klasse 6 Kinder die Anna hießen, 4 Josef, 3 Emilie, 5 Johann.

Wir halfen uns nun, indem wir die Kinder mit dem Taufnamen in Verbindung mit der Hausnummer aufriefen, also Anna 42, Josef 19, Georg 32 u.s.f. Es funktionierte reibungslos. Es stand jeweils immer nur ein Schüler auf. Das Problem war gelöst.

Unsere Wohnung / Einrichtung

Uns allerdings blieb kaum Wohnraum übrig. Eine Küche mit ungefähr 16 qm und eine Kammer mit 6 qm war nun unsere Wohnung bis Ende 1940.

Für die Kammer zimmerte uns ein Tischler ein großes Kastenbett mit Lade und ein großes Kinderbett. Das Schlafzimmer war fertig.

Ein großer Schrank stand auf dem Flur, der unsere notwendigste Kleidung für Schule und Jagd enthielt.

In der Küche sorgte ein großer Lehmherd für Wärme und Gemütlichkeit. In extrem kalten Winternächten schliefen unsere Kinder sogar auf der Oberfläche des Ofens, denn die Kammer war nicht heizbar.

Kollege Pfeiffermann, ein Preßburger, war sehr geschickt und bastelte mit Leo aus alten Schulbänken Regale für Bücher und Schulbedarf. In kurzer Zeit entstanden ein massiver Tisch, mehrere Hocker und Sitzgelegenheiten.

Mein Arbeitsplatz war eine 2,5 m lange, sehr breite Bank. Unsere Wohnung war fertig möbliert.

Durch eine Falltüre im Küchenboden konnte man auf einer 2 m langen Leiter in den Keller hinabsteigen. Dort wurden unsere wertvollen Vorräte aufbewahrt.

Verpflegung der Kollegen

Da im Ort keine Möglichkeit war, sich eine warme Mahlzeit zu kaufen, musste ich den jeweiligen Kollegen mit verköstigen. Er war also bei uns in „Vollpension“. Er kam früh um 7 Uhr und ging abends sehr spät heim. Sein Zimmerchen war im Unterort bei einer Frau Mendl. Er gehörte also sozusagen zu unserer Familie.

Einmal wöchentlich ging mein Mann mit Rucksack nach Slow. Proben, um das Nötigste an Verpflegung einzukaufen. In Slow. Proben gab es einen Kaufladen, eine Bäckerei und eine Fleischerei.

In Bries wurde dann eine kurze Rast bei meiner Schwester und dem Kollegen gemacht und die neuesten Nachrichten wurden ausgetauscht.

Stenzl im Unterort fuhr mit einem Gespann, voran sein alter Militärgaul, einige Male im Jahr nach Slow. Proben und holte Dinge, die in jedem Haushalt dringend gebraucht wurden: Petroleum, Kerzen, Essig, Salz, Tabak, Nähzeug, Zündhölzer und andere Kleinigkeiten, manchmal auch ein Fäßchen Bier. Das alles wurde in seiner Stube verkauft.

Jede Woche mußte ein Dorfbewohner mit der „Kabsa“ nach Slow.Proben gehen und die Post abholen.

Ernährung der Bevölkerung

Was die Leute zum Leben brauchten, produzierten sie selbst. Sie brauchten bei ihrer notgedrungenen Bescheidenheit nicht viel. Brot war ein Nahrungsmittel, das nicht jeden Tag auf den Tisch kam.

Ebenso war Geld Mangelware. Zum Verkaufen hatten die Hedwiger herzlich wenig. Was wir genügend bekamen waren Eier, hie und da auch ein lebendes Federvieh. Eines Tages brachte uns eine Frau aus dem Oberort eine kleine Henne, die sehr schwach war. Leo wollte sie am nächsten Tag schlachten. Doch da lag ein Ei im Nest. Bis zum Herbst brachte sie es auf über 50 Eier. Dann starb die Henne plötzlich eines natürlichen Todes.

Die Felder wurden durch die konsequente Erbteilung immer kleiner, sodaß an eine intensive Bewirtschaftung nicht zu denken war. Den Mist zum Düngen trugen die Frauen in Holzbutten auf dem Rücken die steilen Hänge hinauf.

Angebaut wurde hauptsächlich Hafer für das Vieh und Roggen für Mehl. Die Hauptnahrung der Bevölkerung aber bildeten Kartoffeln, Gemüse, Bohnen und Linsen.

Es wurden auch einige Schafe gehalten, die den Fleischbedarf deckten, hauptsächlich bei Festen wie Hochzeiten oder Taufen. Die Wolle wurde selbst verarbeitet.

Die Kartoffelfelder mussten im Herbst bewacht werden, da das Schwarzwild meist großen Schaden anrichtete. Die Bauern saßen mit Lärmgeräten an den Feldrändern, sie stellten Laternen in die Äcker. Der karge Boden trug ohnedies wenig Frucht.

Für Grünfutter sorgten die kümmerlichen Esparsettfelder, die oft jahrelang nicht gedüngt wurden. Das kleinwüchsige Vieh trieben die Schulkinder am Morgen auf die Weide ins „Gestein“. Sie kamen dann oft hungrig und unausgeschlafen in die Schule.

Die Wegverhältnisse

waren die denkbar schlechtesten, wirklich gut begehbar Wege gab es überhaupt nicht. Auf den schlechten Wegen waren nicht einmal Fahrräder einsetzbar, alles mußte zu Fuß bewältigt werden.

Der Weg nach Slow. Proben war nur bei trockenem Wetter begehbar. Nach Bries führte ein 2 km steiniger Feldweg. Nach Münnichwies führte auch nur ein steiniger Waldweg.

Wollte man nach Deutsch-Proben, so mußte man über den vorgelagerten Gebirgsrücken auf einem felsigen Gebirgssteig hinab nach Beneschau und weiter auf einem holperigen Fahrweg nach Deutsch-Proben.

Trockenen Fußes kam man auf einem grasigen Waldweg in den Nachbarort Gaidel. Von dort führte eine gut ausgebaute Straße nach Deutsch-Proben, dem Mittelpunkt der Sprachinsel.

Dort trafen wir uns alle paar Wochen mit unseren Kollegen aus den Nachbardörfern. Es waren alle Sudetendeutsche.

Die Wasserversorgung

Um die Wasserversorgung im Ort war es nicht besser bestellt. Der Dorfbach führte bei trockenem Wetter nur wenig Wasser. Der Schulbrunnen vor unserem Haus war versiegt.

Ungefähr 100 Meter vom Schulgebäude entfernt entsprang im Tenzergrund aus einem Felsen eine Quelle, die in ein Rohr gefasst zur Straße geleitet wurde. Solche Wasserstellen gab es einige im Ort.

Leo holte mir zeitig am Morgen den täglichen Wasserbedarf für den Haushalt. Für den Garten sorgte das Bächlein, das durch das Schulgelände floß und vor dem Schulgebäude in den Dorfbach mündete.

Das Schulgrundstück

Das große Grundstück umfasste das ganze ebene Gelände um die Schule. Es war ringsum von einem Zaun umgeben. Ein Bächlein, das im „Finster Gründl“ entsprang, eilte durch das ganze Grundstück und mündete erst vor dem Schulbrunnen, der zu unserer Zeit nie Wasser hatte, in den Dorfbach.

Neben der Schule lag ein Gemüsegarten, der uns reichlich mit Gemüse versorgte. Anschließend hatten wir längs des Schulgebäudes auf einem Grünstreifen kleine Stallungen für Hühner und Karnikel, sowie einen Hundezwinger mit Hundehütte gebaut. Drei Holzklosette standen im Freien, die Holzlege schloß sich an.

Tief in das Gelände zog sich ein Obstgarten mit vielen niederen Apfelbäumen, die immer reichlich Früchte trugen. Im Herbst durften die Kinder die Äpfel selbst pflücken und mit nach Hause nehmen.

Das Grundstück schloß mit einem Lärchenhain gegen das "Finster Gründl" ab.

Auf dem Schulplatz stand eine mächtige Linde. Da spielten die Knaben in der Pause ihr Lieblingsspiel: Der Kaiser schickt seine Soldaten aus. Da ging es meist etwas wild zu. Einmal rannte ein Schüler an die Quermauer. Die Lehrerin Schubrik aus Zips.Bela, die damals bei uns war, fiel beinahe in Ohnmacht, als sie das Blut sah. Der Junge wurde von Leo verarztet.

Bei den Mädchen war natürlich alles friedlicher. Sie spielten:
Ist die schwarze Köchin da?
Mariechen saß auf einem Stein,
Mariechen saß weinend im Garten.
Oft tanzten sie Reigen und sangen Lieder dazu, die sie von Eltern und Großeltern gehört hatten.

Auf dem Grundstück legten wir uns auch eine Sprunggrube für den Turnunterricht an. Auch wir Lehrer mußten ja fleißig üben für das Sportabzeichen.

Der Glockenturm / Der Hagel 1937

Gegenüber der Schule stand in halber Höhe zum „Gestein“ ein hölzerner Glockenturm. Das Glöckchen rief regelmäßig morgens, mittags und abends zum Gebet.

Es läutete Sturm bei Feuer und beim Herannahen eines Unwetters. Durch die Schwingungen der Glocke sollten die Wetterwolken abgelenkt werden. Wehe, wenn der Hagel die Felder vernichtete wie 1937. Wer war schuld an dem Unglück? Der Glöckner, der zu spät geläutet hatte. Der Hagel lag damals einen halben Meter hoch. Die magere Ernte war vernichtet, das Dorf stand vor einer Hungersnot. Mein Mann bemühte sich, von irgendeiner Stelle Hilfe zu bekommen. Die Regierung bewilligte einen bescheidenen Betrag für Saatgut. Alle Kellergruben standen damals unter Wasser. Auch unser Keller war bis zu den Dielenbrettern der Küche mit Wasser gefüllt. Es floß durch die Küche in den Flur und durch die Haustüre wieder ins Freie.

Meine Vorräte lagen alle in 2 m Tiefe im eiskalten Schmelzwasser. Mein Bruder, der damals zu Besuch bei uns weilte, erbot sich, den Taucher zu spielen und die Sachen heraufzuholen. In der Badehose tauchte er in das eiskalte Wasser und brachte tatsächlich Kartoffeln, Gemüse, Fleischgläser, Marmeladen und was sonst noch alles an die Oberfläche. Und er trug nicht einmal einen Schnupfen davon.

Das erste Weihnachtsfest in Hedwig 1935

Daran erinnere ich mich noch sehr gut. Wir wollten es ja etwas festlich gestalten, da es unser Einstand in Hedwig sein sollte. Wochen vorher habe ich schon mit der Weihnachtsbäckerei begonnen. Unsere Tochter Christl klebte Tüten mit bunten Sternen darauf. Mein Mann studierte mit den Schülern der Oberklasse ein Weihnachtsspiel ein, das sie meisterhaft beherrschten.

Alle Eltern und kleinen Geschwister der Schulkinder waren auch geladen. Am Anfang hielt Leo eine kurze Begrüßungsansprache. Dann wurden von Eltern und Schülern bekannte Weihnachtslieder zur Violinbegleitung gesungen. Bei der Aufführung des Weihnachtsspiels flossen reichlich Tränen.

Dann kam endlich der Augenblick, wo die ungefähr 200 Kekstüten verteilt wurden. Das besorgten die Schülerinnen der Oberklasse.

Noch lange blieben dann die Eltern beisammen, erzählten von eigenen Erlebnissen und sangen Lieder, die ihre Vorfahren aus der alten Heimat mitgebracht hatten. Nur langsam leerte sich der Schulsaal. Die Kleinen schliefen ermüdet am Arm ihrer Mütter ein.

Trotz der vielen Arbeit hatten wir das Gefühl, dass alle zufrieden und glücklich waren.

Gesundheitliche Verhältnisse

Die ärztliche Versorgung im Ort war katastrophal. Keiner der Bewohner war in einer Krankenversicherung. Ein Arzt wurde nie gerufen. Selbst bei den dringendsten Fällen hieß es, dazu habe man kein Geld.

Wir waren erst einige Wochen in Hedwig, da erkrankte ein alter Mann schwer. Leo besuchte den Kranken. Frauen saßen an seinem Bett, jammerten und weinten. Sie wußten, daß er sterben würde. Leo stellte bei dem alten Bauern eine schwere Blutvergiftung fest. Nur sofortige ärztliche Hilfe könne den Mann vielleicht noch retten. Doch wer sollte das bezahlen?

Mein Mann erbot sich, die Kosten zu tragen. Der Arzt kam und der Kranke überlebte.

Die Leute merkten bald, daß der Lehrer etwas vom "Gesundmachen" verstand. Nun kam jeder bald mit seinen kleinen und großen Wehwehchen in die Schule. Es spielte sich in unserer Küche so manches ab, das erheblich über einen Sanitätsdienst hinausging.

Manchmal konnte allerdings nicht geholfen werden. Frau Gierath saß bei uns und erhoffte Hilfe. Sie war an der ansteckenden Augenkrankheit Trachom erblindet, die in den östlichen Ländern sehr häufig auftrat. Diese Krankheit muß im Anfangsstadium behandelt werden. Aber diese Medikamente gab es damals in unseren Apotheken nicht.

Einem 3-jährigen Mädchen aus dem Tenzlergrund wurde nur durch rasches Handeln das Leben gerettet. Das Kind hatte sich an einer Glasscherbe die Pulsader verletzt. Die Eltern schrien und jammerten, als sie das Blut spritzen sahen. Kostbare Zeit ging verloren. Endlich kam der Vater zu uns gelaufen. Das Kind war schon sehr geschwächt durch den großen Blutverlust. Leo band den Arm ab. Ich hatte bereits ein paar kräftige Burschen zusammengerufen. Von ihnen wurde das Kind abwechselnd im Laufschrift nach Slow. Proben zum Arzt getragen. Es konnte gerettet werden.

Aus dem Mittelort kam ein junger Mann. Nach seinem Gejammer glaubten wir, er hätte eine Hand verloren. Er hatte sich aber nur in den Finger geschnitten. Wir nannten ihn den Bildmann, da er auf Jahrmärkten Heiligenbilder verkaufte. Leo wollte nun die Wunde reinigen. Da verdrehte der Mann die Augen und fiel neben ein Eierkörbchen auf den Fußboden. Das Körbchen kippte um, und die Eier rollten auf den unebenen Dielen durch die Küche. Mein Mann verarztete den Patienten noch, bevor er zu sich kam. Ja, es gab auch sehr wehleidige Kunden!

Eines Tages, wir saßen beim Mittagessen, kam ein kleines Mädchen angelaufen. Es weinte bitterlich. Es zog Leo beim Ärmel und rief: „Lehrer, sollst kommen. Sie stirbt, sie stirbt schon.“ Mehr war von dem Kind nicht zu erfahren. Leo ergriff seine „Arzt Tasche“, die er sich zugelegt hatte, und lief mit dem Kind fort.

Nach einer Stunde kam er lachend zum verspäteten Mittagessen und erzählte: Auf einem Bauernhof im Gierethgrund fand er einige Männer ratlos um eine Kuh versammelt. Sie war aufgebläht. Er füllte einen Eimer halb voll Wasser, tat eine Handvoll weißes Pulver hinein und befahl den Bauern, die Kuh festzuhalten. Dann flößte er ihr das Wasser ein. Neugierig warteten alle, was geschehen würde.

Nach einer Weile rülpste die Kuh und sackte zusammen. Sie hatte zu viel frischen Klee gefressen. Ja, Natron hilft immer!

Leo hatte sich eine Hausapotheke zugelegt. Es mußte ja so manches verarztet werden.

Da waren mit der Säge zerrissene Hände, abgehackte Finger, mit der Axt verletzte Beine, ein Schienbeinbruch, Schnittwunden, Verbrennungen und noch vieles andere mehr.

Mir war anfangs bei diesen Hilfeleistungen nicht ganz wohl, aber ich gewöhnte mich bald dran und konnte sogar mithelfen.

Im Tenzergrund lebte eine Frau mit einer häßlichen Wunde am Beim, die nicht heilen wollte. Die Frau jammerte und schrie manchmal vor Schmerzen. Sie konnte nicht gehen, nicht schlafen, nicht essen. Mein Mann wußte auch kein Mittel, das ihr helfen könnte.

Ich hatte von meiner Großmutter eine Salbe, die uns als Kinder zu Hause schon alle Wunden heilte. Ich legte Frau Tenzer nun einen Verband an. Nach drei Tagen erneuerte ich ihn. Die Schmerzen hatten merklich nachgelassen. Einen Monat lang behandelte ich sie. Dann waren die Schmerzen weg, und sie fühlte sich wieder wohl.

Ein Junge kam gelaufen. Er hatte sich einen 3 cm langen Span in den Augenwinkel gestoßen. Ich legte die Salbe auf. Am nächsten Morgen ließ sich der Span mühelos herausziehen.

Die Schwiegermutter

Bei dieser "Doktorei" gab es aber auch so manches heitere Erlebnis. Im Tenzlergrund wohnte Josef Mendl. Der mußte oft bei jeder Tages- und Nachtzeit nach Deutsch Proben in die Apotheke, um für seine Schwiegermutter ein Medikament zu holen. Das war immer ein stundenlanger Weg über den Bergrücken und den steinigen Gebirgssteig hinunter und wieder herauf. Müde und unausgeschlafen kam er dann vormittags heim. Das ärgerte ihn sehr. Er klagte Leo sein Leid. „Was fehlt deiner Schwiegermutter?“ „Ich weiß nicht. Sie ißt viel und wird immer dicker. Es drückt sie immer der Magen und sie jammert den ganzen Tag.“ „Josef, dir soll geholfen werden. Aber von dem was wir zwei jetzt ausmachen, darf niemand ein Sterbenswörtchen erfahren. Gehe jetzt nach Hause und komme in zwei Tagen wieder.“

Christl bekam nun den Auftrag, kleine Papiertütchen zu falten, wie man sie auch in der Apotheke bekam. Mein Mann füllte sie mit einem weißen Pulver. Als Josef kam, übergab ihm Leo zwei Tütchen und sagte: „Bekommst du wieder den Auftrag, in die Apotheke zu gehen, so lege dich ruhig ein paar Stunden ins Heu und ruhe dich aus. Dann „gehe heim“ und gib deiner Schwiegermutter die Medizin.“ Das wurde einige Male praktiziert. Die Schwiegermutter wurde zusehends dünner, sie fühlte sich wohl, und lobte die neue Medizin. Sie hat nie erfahren, daß sie Staubzucker mit Natron geschluckt hat. Ja, Natron, das wurde zum Allheilmittel.

Eines Tages wurden wir zu einem alten Bauern im Giereth Grund gerufen, der unter sehr großen Schmerzen litt. Er hatte eine faustgroße eitrige Beule in der Achselhöhle. „Herr Lehrer, befreien sie mich von meinen Schmerzen“, bat er. Leo machte ihn aufmerksam, daß das Sache eines Arztes sei, denn der Furunkel müsse geschnitten werden. „Herr Lehrer, das können sie genau so gut. Bitte helfen sie mir. Ich ertrage die Schmerzen nicht mehr.“ Leo schaute mich an, ich nickte ihm zu. Er eilte nach Hause. Ich ließ inzwischen vor seinem Bett hoch Stroh aufschichten und legte ein reines Handtuch unter den Arm des Kranken. Mein Mann kam mit seiner „Arzt Tasche“ und brachte Pastor Stöckl mit, der seit einiger Zeit Gottesdienste in Hedwig und Bries hielt. Er wollte bei der Operation dabei sein. Vielleicht könne er helfen. Leo glühte nun sein Taschenmesser aus. Ich brachte den Arm des Kranken in die richtige Lage, und Leo führte mit dem Messer einen raschen Schnitt durch die Beule. Eine Unmenge Eiter floß aus der Wunde in das Stroh. Zwei Jungen schafften es dann auf den Mist und verbrannten es gleich. Vetter Giereth lächelte mich an, drehte den Kopf zur Seite und schlief sofort ein. Und wo war Pfarrer Stöckl? Der schlief auch, aber in der Stubenecke. Er war ohnmächtig geworden. Darüber wurde viel gelacht, aber er ertrug es mit Gelassenheit.

Zwei Schwerkranke

Mein Mann lag wieder einmal mit 40 Grad Fieber und eitriger Angina im Bett. Ich ließ den Arzt aus Slo. Proben kommen. Er war ein russischer Flüchtling nach dem 1. Weltkrieg von der Krim. Er war noch sehr jung. Mein Mann und er hatten sich schon sehr angefreundet. Auch Christl war seine Patientin, auch sie hatte mit Angina zu tun. Der Arzt schaute Leo lange an, dann sagt er kopfschüttelnd: Mein Lieber, kriegst du noch mal, dann ist es aus mit dir. Gehe nach Vrutky. Ist dort guter Halsarzt. Laß Mandeln herausnehmen. Leo befolgte diesen Rat. Im Juli 1937 ließ er sich die Mandeln entfernen. Mit Christl fuhr ich nach Pressburg in die Halsklinik. Ihr wurde nur die Rachenmandel herausgenommen.

Im Tenzergrund wurde 1937 ein Kindergarten eingerichtet. Edith Kotschner betreute ihn. Es war ein sehr strenger Winter. Wir waren total eingeschneit von der Umwelt abgeschnitten. Da erkrankte Edith an einer sehr schweren eitrigen Angina. Sie litt unter sehr schweren Atembeschwerden. Der Arzt musste unbedingt kommen.

Alle verfügbaren Burschen mussten nun einen Fußsteig für den Arzt durch den hüfthohen Schnee nach Sl. Prob. schaufeln. Der Arzt kam. In Zimmerchen wurden dann unter Leos Assistenz die Mandeln geschnitten. Edith konnte wieder atmen. Sie erholte sich nun bald.

Die Wildwestmarie

Ich hatte am Vormittag schulfrei und wollte in den mächtigen Kiefern im „Finster Gründl“ ein paar Eichhörnchen schießen. Sie hatten herrliche Felle.

Ich bewaffnete mich mit einem Kleinkalibergewehr. Auf den Bäumen tummelten sich viele Eichhörnchen. Bald hatte ich an meiner Lodenjacke etliche hängen und wollte mich schon auf den Heimweg begeben.

Da sah ich oben von der Deutsch-Probener Höhe einen jungen Mann kommen. Man merkte, daß er über die Wegeverhältnisse schlecht Bescheid wußte. Ich wartete hinter einem starken Baumstamm. Als er vorbeikam, trat ich vor. Entsetzt starrte er mich an. Dann schlug er die Hände über dem Kopf zusammen und schrie: "Oh Gott, eine Wildwestmarie!" Als er sich etwas beruhigt hatte, sagte er, er wolle zu Lehrer B. Die Parteileitung in Preßburg schicke ihn in das Hauerland, um die Bauern bei landwirtschaftlichen Fragen zu beraten. Es war Udo Kasperek, ein Bayer aus der Straubinger Gegend. Wir wurden gute Freunde. Als wir uns in Deutschland 1950 wieder trafen, erinnerte er sich sofort an dieses Ereignis. Leider verstarb er sehr bald.

Unsere Hedwiger Bärin

Über Nacht hatte Schnee die Natur überzuckert. Kurz nach Unterrichtsbeginn gab es plötzlich großes Geschrei vor der Schule. Mein Mann stürzte hinaus. Ein paar Leute standen um einen aufgeregten Bauern. „Herr Lehrer, helfen Sie mir. Der Bär ist hinter mir her. Der Bär ist hinter mir her.“

Leo beruhigte den Mann, es sei weit und breit kein Bär zu sehen. Erforderte ihn auf, zu berichten, was sich zugetragen habe.

Mit zitternder Stimme erzählte der Bauer, er wollte vor dem Schneefall noch ein paar dünne Wurzeln zum Körbeflechten aus dem Boden ziehen. Ich arbeitete oben im Hegwald bei dem Felsen mit der großen Höhle. Plötzlich rumorte es darin und ein riesiger Bärenschädel glotzte aus der Höhle.

Leo erklärte nun den verängstigten Leuten, die Bärin habe sich dort ihr Winterlager eingerichtet. Dort werde sie auch in nicht allzulanger Zeit ihre Jungen zur Welt bringen. Die Bärin braucht jetzt Ruhe. Bärinnen mit Jungen können sehr gefährlich werden. Meidet nun künftig dieses Gebiet. Sagt es auch den anderen Leuten.

Die Bärin brachte in unserer Zeit zweimal Junge in der Höhle zur Welt.

Während unserer Zeit in Hedwig und auch Bries habe ich keinen Fall erlebt, wo Menschen durch Bären zu Schaden gekommen waren.

Diesem urigen Wild gehören heute noch oft meine Gedanken.

Der Verkehrsstau

Noch ein Erlebnis mit „unserer“ Bärin möchte ich festhalten. Ein Fleischer wollte eines Morgens zeitig seine Ware im Nachbarort Münnichwies??? abliefern. Auf der gut ausgebauten Strecke von Deutsch-Proben kam das Fuhrwerk [unleserlich] voran. Plötzlich aber scheuten die Pferde, wieherten ängstlich und waren zu keinem weiteren Schritt mehr zu bewegen. Weitere Fuhrwerke stauten sich an. Die Straße war blockiert.

Einer der Fuhrleute entdeckte auf der Suche nach der Ursache dieses eigenartigen Verhaltens dort, wo der Waldweg nach Hedwig von der Straße abzweigte eine Bärin am Straßenrand. Sie lag dort und säugte seelenruhig ihre Jungen.

Die meisten Fuhrleute waren bereits umgekehrt mit ihren unruhigen Pferden.

In der nächsten Woche besuchten wir Freunde in Deutsch-Proben. Dort erfuhren wir, dass die Bärin mit ihrem Nachwuchs erst zwei Stunden später den grasigen Waldweg nach Hedwig hinauf gegangen ist.

Weihnachtliche Bräuche

Auch zu Weihnachten wurden noch einige Bräuche gepflegt. Kleine geschmückte Tannenbäumchen hingen zu Weihnachten von der Decke. Sie wurden Frau Hulda genannt. Dieser Brauch war auch in Deutsch-Proben zu finden. In Proben selbst wurde das Festessen nach der Mette als Frau Hulda-Essen bezeichnet. Hier dürften Reste eines uralten Geisterglaubens noch erkennbar sein, der mit der Frau Holle, der Hulderin oder der bayerischen Frau Brecht in Zusammenhang steht.

War auch der Tisch sonst nicht sehr reichlich gedeckt, zu Weihnachten wurde nicht gespart. Unverzichtbar waren die „Loketschen“. Für deren Zubereitung wurden Schüsseln mit Weißbrotscheiben ausgelegt und heißer Milch übergossen. Darauf kamen dann Butterflöckchen, Zucker, Ingwer und viel gemahlener Mohn. Das mußte dann gut durchziehen. In kaltem Zustand wurde dann diese Speise mit dem Löffel gegessen.

Als wir zu Weihnachten 1944 mit den Hedwiger und Brieser Kindern im KLV Lager in Schlesien waren, bereiteten wir mit dem Hilfspersonal für alle Kinder dieses Festessen für den Hl. Abend vor. Die Kinder stürzten sich jubelnd über ihre geliebten "Loketschen."
Am nächsten Tag war die Hälfte der Kinder krank. Sie hatten sich überessen.
Nun mußten 2 Fasttage eingehalten werden und bald waren alle wieder in Ordnung.

Osterbräuche

Zahlreiche Bräuche waren an die Osterzeit gebunden. Am Ostersonntag floß das Wasser oft eimerweise über die Köpfe der holden Weiblichkeit.

Ich, nichts ahnend, wollte mir einen Krug Trinkwasser von der Wasserstelle im Tenzergrund holen. Da sprangen aus einem Versteck ein paar Burschen und hielten mich unter das Wasserrohr. Ich wurde von Kopf bis Fuß gründlich gebadet. Da half keine Gegenwehr. Man mußte gute Miene zum bösen Spiel machen.

Am Ostersonntag rollte man flache Brote von den Höhen hinab ins Tal. Wo sie liegen blieben, steckte man einen geweihten Palmzweig in den Ackerboden.

Auch hinter das Kreuz und auf den Dachboden kamen ein paar geweihte Zweiglein. Sie sollten das Haus vor Blitzschlag schützen.

Am 1. Mai stellten die Burschen ihren Freundinnen als Zeichen der Zuneigung mit Bändern geschmückte Bäumchen an den Gartenzaun oder vor die Haustüre.

Bräuche um den Tod

Makaber war die Zulassung der Kinder auf dem Friedhof, wenn ein Grab ausgehoben wurde. Kam ein Totenschädel zum Vorschein, so schüttelten ihn die Kinder kräftig. Oft fiel denn eine kleine Münze heraus. Nach altem Brauch war dem Toten vor der Beerdigung dieses Geldstück unter die Zunge gelegt worden. Unsere Tochter Christl war einmal dabei, wie sich die Kinder um eine solche Münze stritten. Auch eine Halskette wurde erbeutet. Christl kam ganz verstört nach Hause.

Christl war damals fünf Jahre alt.

Bei Begräbnissen gingen Frauen mit, die lautstark um den Verstorbenen klagen mußten. Klagefrauen gab es in vielen Gegenden des Hauerlandes.

Weniger verständlich war die Forderung der Kirche, dass ungetaufte Kinder nur um Mitternacht begraben werden durften.

So eine Mitternachtsbeerdigung fand 1937 im benachbarten Bries in aller Heimlichkeit statt. Meine Schwester konnte alles von ihrem Schlafzimmerfenster aus beobachten. Ihre Hausfrau klärte sie am Morgen über die nächtlichen Vorgänge auf.

Der Hackförster und der Bär

„Hackförster“ wurde der Bauer genannt, der die Aufsicht über die Wälder hatte und vor allem auf Wilderer und Holzdiebe zu achten hatte. Als Ausrüstung trug er eine kleine langstielige Hacke.

Unser Hackförster wollte eines Tages auf dem Wolfsberg wieder einmal nach dem Rechten sehen. Der Weg führte ihn durch einen alten Buchenbestand an einem großen Himbeerschlag vorbei. Da hörte er plötzlich ein sonderbares Geräusch. Er ging dem nach und teilte mit den Armen die mannshohen Himbeersträucher.

Da standen sich auf einmal Bär und Förster unmittelbar gegenüber. Vetter Giereth lief wie um sein Leben in das Dorf zurück und stürzte in die Schule: „Glauben Sie, Herr Lehrer, daß der Bär nun sehr zornig wird, weil ich ihn gestört habe?“

Leo konnte ihn beruhigen: „Aber gewiß nicht, Vetter Giereth. Der Bär liebt die süßen Früchte so sehr, dass er sich von Dir gewiß nicht aus der Ruhe hat bringen lassen“.

Feuer im Ort 1937

Im Herbst brach im Oberort ein Feuer aus. Ein Junge hatte in der Scheune gezündelt. Vom Glockenturm wurde Alarm geläutet. Leo und ich waren auf dem Weg zur Jagd ins Gestein.

Mein Mann schickte mich sofort nach Hause und er lief zur Brandstelle im Oberort.

Das Vieh wurde aus den Ställen getrieben. Hühnerställe, Taubenschläge, alle kleinen Holzbauten an der Scheune wurden abgerissen, um dem Feuer keine weitere Nahrung zu bieten.

Die Frauen schleppten Holzbutten mit Wasser zum Brandort. Da ich Tochter Christl in guter Obhut bei Mendl Emilie wusste, rannte ich auch zum Feuer und trug viele Eimer Wasser zum Löschen. Als Leo mich bemerkte, schickte er mich sofort heim. Aber es war bereits zu spät. Ich bekam in der Nacht heftige Schmerzen. Ich war ja im 6. Monat schwanger und die Anstrengung war zu groß.

Am Morgen fuhr man mich auf einem kleinen Kuhgespann zum Taxi nach Slow.Prav. und von dort ins Krankenhaus nach Turc.Sv.Martin.

Ich hatte eine Fehlgeburt. In 10 Tagen konnte mich Leo heim holen.

Religiöse Betreuung / Bau des Kirchleins 1938

Hedwig und Bries gehörten zu den wenigen Gemeinden des Sprachinselgebietes, die eine evangelische Minderheit hatten. In Hedwig hielt Pastor Schimko den evangelischen Unterricht. Jeden Montag kam er mit seiner großen Dogge zum Unterricht, wenn es die Wegverhältnisse von Slov. Proben herauf erlaubten.

Der katholische Unterricht oblag Katechet Anton Wesseli. Er war pünktlich montags um 8 Uhr in der Klasse, oft auch bei sehr schlechten Wegverhältnissen. Nach dem Mittagessen stieg er dann den steilen Gebirgsrücken 2 1/2 Stunden nach Deutsch-Proben hinab. Wesseli wurde auf der Flucht von Partisanen erschossen.

Nach einer katholischen Missionsaktion gab es großen Aufruhr im Ort. Ein Missionar predigte, das es eine schwere Sünde sei in einer Mischehe zu leben. Einige Frauen liefen darauf hin ihren Männern davon. Doch es dauerte glücklicherweise nur kurze Zeit, bis sich die Wogen wieder glätteten und sich die Menschen wieder in Frieden zusammenfanden.

Etwas Gutes brachte diese Missionsaktion aber doch: Durch die fremden Ordensleute flossen Spenden für ein Kirchlein in die Gemeinde. Mit den Baumaßnahmen konnte noch 1938 begonnen werden. Die Einweihung erfolgte noch vor der politischen Wende.

Für die Betreuung der evangelischen Bevölkerung in Hedwig und Bries wurde Pastor Stöckl von der Parteileitung aus Pressburg berufen. Er war noch sehr jung, hatte aber schneeweißes Haar und war Vater von 5 Kindern.

Pastor Stöckl gewann rasch Vertrauen und Sympatie bei der Bevölkerung. Den Gottesdienst hielt er ebenfalls in unserem Kirchlein.

Aberglaube

Der Aberglaube spielte bei der Bevölkerung eine große Rolle. Bei den üblichen nachbarlichen Besuchen am Abend wurden Geistergeschichten erzählt. Je schauriger sie waren, um so schöner wurden sie empfunden.

Um Mitternacht wollte niemand gerne am Friedhof vorbei. Unsere jeweiligen Kollegen gingen immer spät nach Hause. Leo mußte sie am Friedhof vorbei begleiten.

Die Leute wußten von allerhand Geistern zu berichten, die die Menschen erschreckten. So sollte auf dem Friedhof ein Mann ohne Kopf sein Unwesen treiben. Auf dem Weg zwischen Hedwig und Bries konnte man nachts einem Pferd ohne Kopf begegnen. Wer es sah, dem stand ein Unglück bevor.

Bildeten sich im Bach hinter Steinen Luftblasen, so hatte das mit der Tötin zu tun, einem weiblichen Gespenst, das speziell in den deutschen Gemeinden des Hauerlandes herumgeisterte und den Menschen zu schaden trachtete. Angesichts der Blasen mußte man den Mund fest geschlossen halten, damit die Tötin nicht hineinschlüpfen konnte.

Auf dem Sumpf im „Finster Gründl“ tanzten am Abend die Lichtmännchen, angeblich die Seelen verstorbener ungetaufter Kinder (Irrlichter).

Das „Finster Gründl“ war ein sumpfiges Stück Land, das von mächtigen Kiefern umgeben war. Auf denen tummelten sich viele Eichhörchen.

Am Abend leuchteten die Irrlichter auf dem sumpfigen Wasser. Es war bei Nacht ein etwas unheimlicher, finsterer Platz, den die Hedwiger im Finstern mieden.

Der Bär im Haferfeld

Wir hatten uns im Hegwald einen Wildacker angelegt. Wir brauchten Hafer, da die Hedwiger von ihren geringen Ernten nichts abgeben konnten.

Eines Morgens war ein großer Teil der Ähren vernichtet. Die leeren Halme lagen zerdrückt auf dem Acker. Der Übeltäter konnte nur ein Bär sein, meinte Leo. Wir suchten nach Abhilfe.

Leo baute in eine Buche einen kleinen Sitz. Dort sollte ich nun auf den Bären warten und ihn vertreiben.

Schon zeitlich am Abend kletterte ich auf den Baum. Der Bär kam auch sehr bald. Ich fing nun an zu lärmern und ihn mit Steinchen zu bewerfen. Er ließ sich allerhand gefallen, bis er unwillig das Feld räumte.

In der nächsten Nacht kam er später. Ich sang und klatschte in die Hände, was ihn jedoch nicht sehr beeindruckte. Aus irgend einem anderen Grund wohl schüttelte er plötzlich sein zottiges Haupt, sprang aus dem Feld und verschwand in dem felsigen Hang hinunter nach Beneschau.

In der dritten Nacht blieb er aus. In der vierten Nacht war er wieder da, allerdings erst nach Mitternacht. Ich sah mir ihn genauer an, bevor ich Lärm machte. Ich hielt ihn auf jeden Fall für einen jüngeren Bären, der noch wenig Erfahrung mit Menschen hatte. In Gefahr war er nicht, da der Abschluß von Bären gesetzlich verboten war. Es gab allerdings auf Antrag Ausnahmegenehmigungen. Ich hatte in der Unterzips Jäger kennengelernt, die mehr als zwanzig Bären erlegt hatten.

Mein Bär ließ sich mittlerweile die saftigen Körner schmecken. Ich hatte mich mit einer Kindertrompete bewaffnet. Mit aller Anstrengung entlockte ich ihr die seltsamsten Töne. Dabei hieb ich mit einem Stock in die Äste. Trotz der schauerlichen Musik dauerte es geraume Zeit, bis er mißmutig hinab in das Felsengelände trollte.

Mir tat er leid. Ich hätte ihm gerne den Hafer vergönnt, wenn wir ihn nicht selbst so notwendig gebraucht hätten.

Ich wachte noch einige Nächte, der Bär kam nicht wieder. Der Hafer wurde langsam hart und war so für den Bären wahrscheinlich nicht mehr so interessant.

Ich war froh, seit langer Zeit wieder in meinem Bett schlafen zu können.

Lehrerwechsel

Nachdem Lehrer Pfeiffermann, ein Pressburger, aus Gesundheitsgründen nach drei Jahren in die Stadt zurückkehrte, wechselten die Lehrkräfte häufig bei uns.

Antolitsch und Mitterholzer sind wegen dauernder Halsbeschwerden schon nach einem halben Jahr ausgeschieden. Fritz Staniek war auch nur ein halbes Jahr bei uns. Lehrerin Schubrik kam aus Zips.Bela

Sogar eine Jüdin schickte das Ministerium in dieses unwirtliche Tal.

Sie alle erhielten aus Gesundheitsgründen nach einigen Wochen wieder einen anderen Dienstort zugewiesen.

Nun endlich bekamen wir einen Kollegen, der gesund und jung war und sich den Verhältnissen anzupassen wusste. Es war Kollege Steberl aus der Pressburger Gegend. Er war ein angenehmer junger Mann, der sich rasch in diese einfache Lebensweise fügte.

Seine Leidenschaft war das Gitarrenspiel. Er nützte jede freie Minute aus, sein geliebtes Instrument erklingen zu lassen. Da er ja auch mein Kostgänger war und seine Freizeit bei uns verbrachte, konnte ich oft bei musikalischer Unterhaltung meine Küchenarbeit verrichten.

Der junge Steberl hatte einen gesegneten Appetit. Er war mit allem zufrieden, was ich auf den Tisch brachte.

Eines Abends im Spätherbst ging ich ins „Gestein“ jagen. Auf einer Kahlfläche stand eine alte, dürre Rehgeiß. Ich schoß sie und brachte sie nach Hause. Mein Mann meinte, die hätte man gleich für die Füchse liegen lassen sollen. Die könne man ja nicht mehr essen. „Was, die schöne Geiß?!“ schrie erschrocken Kollege Steberl. „Frau Kollegin versprechen Sie mir, daß ich sie alleine essen darf!“ „Wohl bekomm`s“ sagte Leo lachend. „Ich esse ihnen bestimmt nichts weg.“ Ich versprach es Josef. Mit Eifer richtete er das Fleisch her, schnitt es zu Gulasch, drehte es durch den Fleischwolf. Alles kam dann in Einweck-Gläser. Steberl hat die Geiß tatsächlich bis zum letzten Bissen allein gegessen.

Die politische Wende

von 1938, mit der die Slowakei die Autonomie und im Frühjahr des folgenden Jahres die staatliche Selbstständigkeit erhielt, veränderte das Leben der Hauerländer grundlegend. Vom Einfluß des Nationalsozialismus' hatten wir in der Slowakei fast nichts gemerkt.

In Deutschland bestand nun großer Bedarf an Arbeitskräften. Deutsche wie Slowaken fanden jetzt gut bezahlte Arbeit in den großen Industrierwerken in Linz an der Donau (Österreich). Andere ließen sich bei den großen landwirtschaftlichen Gütern in Niedersachsen und um Berlin anwerben. Die Jahre der langen Erwerbslosigkeit waren nun vorbei.

Wir bekamen jetzt häufigen Besuch aus dem Reich. Die Parteileitung in Preßburg warb fleißig um Hilfe für das Notstandsgebiet da oben in den Bergen. Von reichsdeutschen Firmen erhielten wir große Kisten mit Kleidung, hauptsächlich mit Pullovern, Strümpfen, Schuhen und Wäsche. Sogar eine Kiste mit feinsten Taschentüchern kam einmal an.

Die Verteilung an die Leute war oft etwas schwierig. Es gab immer einige Unzufriedene, die sich benachteiligt fühlten.